Einleitung.

Die Geschichte des Geldwesens ist unlösbar verknüpft mit der Geschichte des Handels. Wer daher die Entwicklung des Geldwesens in den deutschen Schutzgebieten darstellen will, der muß gleichzeitig auch die Entwicklung des Handels in jenen Gebieten schildern. Zu diesem Zwecke aber empfiehlt es sich, wenigstens in Kürze darzulegen, wie der Handel überhaupt entstanden ist; der gestellten Aufgabe entsprechend sollen dabei in erster Linie die Verhältnisse in unseren Schutzgebieten zum Beweise herangezogen werden.

1. Die Entstehung des Handels.

Unter Handel versteht man eigentlich nur das gewerbmäßig betriebene Kaufen von Gegenständen zum Wiederverkaufen mit Gewinn [1]).

Nun sind jedoch wie alle Naturvölker [2]) auch die Eingeborenen in unseren Schutzgebieten zu einem solchen Handel von selbst nirgends gekommen; ein Handel in jenem Sinn wurde vielmehr allenthalben erst durch Kaufleute, die einem Volke von höherer Kulturstufe angehörten, unmittelbar oder mittelbar ins Leben gerufen. Darum muß für die vorliegende Arbeit der Begriff Handel etwas enger gefaßt werden. Ich verstehe darunter auch das nicht gewerbmäßige Erwerben von Dingen zum Zwecke des eigenen Gebrauches.

Bis aber auch ein derartiger Handel zu entstehen vermag, hat ein Volk schon eine lange Entwicklungszeit durchgemacht. Zwei Voraussetzungen muß es bereits erfüllen: es muß den Begriff des Einzeleigentums kennen und sich wenigstens einige Bedürfnisse schon angewöhnt haben.

Lange Zeit herrscht nämlich bei den Völkern Kommunismus: der Grund und Boden gehört der Gesamtheit; alle Stammesgenossen haben ein Anrecht auf die Nahrungsmittel, die man gewinnt. Allerdings ist diese Gesamtheit in der Regel nicht allzu groß. Die verschiedenen Volksstämme zer-

---

[1]) Roscher, System der Volkswirtschaft. III[7] (1899) 73. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 1910[7], 60.

[2]) Bücher 60.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fallen nämlich meist in eine mitunter ganz erhebliche Anzahl von Sippen; diesen Sippen gehört nun das Land. Bei dieser Sachlage war es wenigstens im Anfang unserer kolonialen Betätigung für den Weißen nicht immer leicht Land zu erwerben; denn es erwies sich oft als schwierig die einzelnen Leute festzustellen, die Anspruch auf das begehrte Grundstück hatten und die darum für dessen Abtretung entschädigt werden mußten. Mit diesem Recht der Sippe am Grund und Boden steht auch im Zusammenhang, daß sogar die Jagdbeute unter den Sippengenossen verteilt wird [1]).

Allmählich aber wird das, was der einzelne infolge seiner eigenen Kraft und Geschicklichkeit herstellt oder erwirbt [2]), sein persönliches Eigentum, so Bekleidungsstücke und Schmuck, Waffen und Werkzeuge, endlich aber Kriegsbeute, namentlich Sklaven, Sklavinnen und Vieh [3]).

Ist nun Einzelbesitz entstanden, dann kommt es auch zu Besitzwechsel. Dies kann auf verschiedene Weise vor sich gehen.

Die natürlichste Form ist die Schenkung [4]). Bei allen Völkern war es Sitte, dem Gast ein Gastgeschenk zu verehren. So war es auch zu den Zeiten Homers (z. B. Od. 4, 589; 8, 389; 9, 267 f.; Il. X. 269). Ist der Gast in der Lage sofort ein Gegengeschenk zu machen, so erfreut er damit sogleich seinen Wirt (vgl. Il. VI, 218 ff.); es wird in diesem Falle wohl immer mit aller Bestimmtheit erwartet. Der Brauch des Gebens von Gastgeschenken wird von den Völkern lange beibehalten; er verschwindet erst, wenn das Volk schon eine sehr hohe Stufe der Kultur erreicht hat. Zur Zeit herrscht er in unseren Schutzgebieten wohl noch überall.

---

[1]) Vgl. Zeitschrift VI (1904) 850—851.

[2]) Simmel, Philosophie des Geldes 361. Helfferich, Das Geld. 1910², 8.

[3]) Helfferich 9.

[4]) Gleich alt, vielleicht sogar noch älter (vgl. Roscher III. 138) ist der Besitzwechsel auf dem Wege des Diebstahls und des Raubes; da aber dabei der gebende Teil keine Gegengabe erhält, so kann hier diese Art des Uberganges von Dingen in andere Hände außer Betracht bleiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus der unendlichen Menge der Beispiele, die sich zum Beweis hierfür anführen ließen, greife ich nur eines heraus, das zugleich erkennen läßt, welcher Art in den meisten Fällen die Gastgeschenke sind. Als Hauptmann Dominik [1]) am 13. Dezember 1901 in Banjo, der Hauptstadt des Lamido Omaru, in Süd-Adamaua (Kamerun) vormittags einmarschierte, sandte ihm Omaru einen hübschen Schimmel, mittags sechs Rinder und am nächsten Mittag zwei gute Pferde. Dafür verehrte ihm Dominik eine schöne Tobe (d. i. ein bis zu den Knieen oder noch weiter hinabreichendes weites Gewand mit weit herabfallenden Ärmeln), die in Berlin nach einem Muster aus Kairo gestickt worden war, ferner Rosenöl, ein Offiziersbandolier und ein Bilderbuch, das in Farben Soldaten der verschiedenen Waffengattungen des deutschen Heeres darstellte [2]). Bevor Hauptmann Dominik dem Lamido diese Gastgeschenke übergab, hatte er ihm schon, gleichsam als Mitbringsel, ein lebensgroßes Brustbild des Kaisers und eine schöne seidene Reisedecke geschenkt [3]).

Wenn auch selbstverständlich die Gastgeschenke nur selten so reich sind wie in dem angeführten Fall, so sind sie doch wohl alle der gleichen Art; es werden einerseits Dinge gegeben, die der Gast gerade brauchen kann, und andererseits solche, die das Herz des Gastgebers erfreuen. In der allerersten Zeit, nachdem Angehörige verschiedener Volksstämme oder Leute aus verschiedenen Ländern zu einander in ein Gastverhältnis getreten sind, bleibt der Wert der beiderseitigen Gastgeschenke ganz außer Betracht. So gaben sich die Stämme an der Astrolabe-Bai in Kaiser-Wilhelms-Land bei gegenseitigen Besuchen, was sie selbst entbehren konnten, ohne daß bei den Geschenken auf Gleichwertigkeit gesehen wurde [4]). Bald aber erwartet der Gastgeber ein Gegengeschenk, das wertvoller ist als seine Gabe. Nicht selten entstehen deshalb über den Wert der Geschenke Meinungsverschiedenheiten und diese machen mitunter lange,

---

[1]) Dominik, Vom Atlantik zum Tschadsee. (1908) 68, 72, 77.
[2]) Dominik 77.
[3]) Dominik 76.
[4]) Spencer, Die Prinzipien der Sociologie. IV. (1897) 436 nach Wallace in Cont. Rew. Febr. 1879, XXXIV, 435.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unerfreuliche Verhandlungen notwendig [1]). Ja, häufig schenkt der Unzivilisierte nur um einen bestimmten Gegenstand zu bekommen, wie er auch ein Gegengeschenk manchmal nur dann macht, wenn er einen bestimmten Gegenstand erhalten hat [2]). Ein derartiges Sichgegenseitigbeschenken ist im Grunde nichts anderes als Tausch. Dieser stellt eine weitere Art des Besitzwechsels dar. Man gibt Dinge, die man selbst in größerer Menge besitzt, hin gegen solche, die einem fehlen. So wird der Fischer seine Fische austauschen gegen die Erzeugnisse der Landwirtschaft, die ein Volksgenosse oder der Angehörige eines fremden Stammes über den eigenen Bedarf gewinnt; ebenso werden Waffen, Schmucksachen, Kleidungsstücke, Hausgeräte u. s. w. gegeben gegen Dinge, die man selbst noch nicht herzustellen versteht oder, weil das Material dazu fehlt, selbst nicht herstellen kann. Es werden also ausgetauscht [3]) besonders Dinge, die zur Ernährung, zur Erwärmung, zur Selbsterhaltung und zum Schmucke dienen, d. h.

Nahrungs- und Genußmittel (Vieh, Früchte jeder Art, Salz, Tabak, Gewürze u. s. w.),

Kleidungsstücke und Rohstoffe, aus denen solche gemacht werden (Felle, gewebte Zeuge, Wolle, Baumwolle u. dgl.),

Waffen und Werkzeuge, ebenso das Material, aus dem solche Gegenstände hergestellt werden,

Schmucksachen (Muscheln, Zähne, Glasperlen u. s. w.).

Wohl immer ist es der Fall, daß von den beiden Völkern, die miteinander in Tauschverkehr treten, das eine die Absicht hat Beziehungen mit dem anderen anzuknüpfen; in der Regel wird ersteres auch wenigstens etwas ‚zivilisierter' sein als letzteres.

Wollen Angehörige eines auf höherer Kulturstufe stehenden Volkes in Verkehr treten mit Wilden, die noch ängstlich vor den Fremden sich zurückziehen, so sucht man diese,

---

[1]) Hutter, Wanderungen und Forschungen in Nordhinterland von Kamerun. (1902) 136.

[2]) Helfferich 9—10.

[3]) Spencer 440 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freilich zunächst oft erfolglos, dadurch zutraulich zu machen, daß man ihnen allerlei Dinge zeigt und auch zuwirft, von denen man annimmt, daß sie ihnen so begehrenswert erscheinen, daß sie ihre Scheu ablegen. So wurden von den ersten Deutschen, die auf dem Kaiserin-Augusta-Fluß in Kaiser-Wilhelms-Land etwas landeinwärts fuhren, die Eingeborenen durch Glasperlen, rotes Zeug u. dgl. angelockt [1]). Das gleiche Mittel wandte auch Zöller einmal an, als er die erste Forschungsreise ins Finisterre-Gebirge in Kaiser-Wilhelms-Land unternahm [2]); aber die Eingeborenen wagten es trotz der Perlen und farbigen Tücher, die ihnen gezeigt wurden, nicht, die Fremden an sich herankommen zu lassen, sondern nahmen Reißaus; zum Zeichen ihrer friedlichen Absichten jedoch ließen die Expeditionsmitglieder an jener Stelle ein Tuch und eine Anzahl Perlen zurück. Diese Dinge lagen aber am nächsten Tag, als die Expedition wieder an den Platz kam, noch unberührt da, wo man sie hingelegt hatte. An einem anderen Ort dagegen, wo Zöller ebenfalls ein Tuch und Perlen zurückgelassen hatte, fanden sich diese Dinge am andern Tage nicht mehr vor [3]). Ein Gegengeschenk freilich erhielt Zöller auch in dem zweiten Falle nicht. Durch Zuwerfen von Tabak uud Spiegeln suchte ferner im September 1893 Landeshauptmann Schmiele an der Südküste von Neu-Pommern Eingeborene zu friedlichem Verkehr zu veranlassen [4]). Wenn derartige Versuche auch oft vergeblich sind, so wird es mit Geduld schließlich wohl in den meisten Fällen gelingen die gewünschten Handelsbeziehungen herzustellen.

Wie sich zwischen Völkern, die entweder beide einander nicht trauen oder von denen wenigstens das eine von großem Mißtrauen gegen das andere erfüllt ist, der Tauschhandel abwickelt, sei an zwei Beispielen gezeigt.

Nach Herodot IV, 196 trieben die Karthager mit einem Volksstamm, der an der atlantischen Küste Afrikas wohnte, in folgender Weise Handel: Sie luden ihre Waren aus und legten sie in langer Reihe am Strande hin. Darauf gingen

[1]) Nachrichten II (1886) 68.
[2]) Nachrichten V (1889) 9—10 und Zöller 110.
[3]) Zöller 111 und 112.
[4]) Nachrichten IX (1893) 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie wieder auf ihre Fahrzeuge und suchten durch eine hohe Rauchsäule den Eingeborenen ihre Anwesenheit kund zu tun. Sobald diese nun auf den Rauch aufmerksam wurden, kamen sie ans Meer, besahen sich die Waren, legten neben sie etwas Gold und entfernten sich wieder. Darnach stiegen die Karthager wieder an Land und sahen nach, wieviel Gold die Eingeborenen für die Waren geben wollten. Waren sie damit zufrieden, so nahmen sie es an sich und fuhren davon. Hatten ihnen aber die Eingeborenen zu wenig geboten, so ließen sie Waren und Gold liegen und gingen wieder an Bord; nun kamen die Schwarzen wieder und erhöhten ihr Gebot. Dieser Vorgang wiederholte sich, bis die Händler zufrieden gestellt waren. (Zweifellos aber werden die Eingeborenen auch manchmal ihr Gold zurückgezogen haben, sodaß die Karthager schlechte Geschäfte machten.) Ausdrücklich heben Herodots Gewährsmänner hervor, daß bei diesem Handel höchste Ehrlichkeit von beiden Seiten beobachtet wurde.

Im Jahre 1902 war Parkinson auf Bougainville, der großen deutschen Salomonsinsel, Augenzeuge, wie zwei Stämme, die einander sehr feindlich gesinnt waren, ihre Produkte austauschten [1]). Etwa 6 km südlich von Keaop bei Kap Laverdie im Nordosten der Insel wollten die Eingeborenen dieses Platzes für Fische Taroknollen von den Bergbewohnern erhandeln. „Die Keaopleute, größtenteils Weiber mit ihren Lasten von frischen und gebackenen Fischen, kamen teils in Kanoes teils zu Fuß am Strande entlang an. Bewaffnete Männer bildeten eine Art Vorhut. Bald darauf erschienen die Bergbewohner; zunächst die bewaffneten Männer, dann die Weiber mit ihren Tarolasten. Beide Gruppen lagerten sich etwa 500 m entfernt voneinander am Strande und stimmten einen lauten Gesang an. Währenddessen trennte sich von beiden Haufen eine Gruppe von Männern: einer jeden Gruppe voran schritt ein älterer Mann, in der einen Hand ein Bambusrohr mit Wasser haltend; ihm folgten etwa ein Dutzend bewaffnete Krieger. Als beide Gruppen zusammentrafen, traten die beiden Alten aneinander heran, wechselten einige Worte und schleuderten dann das Wasser aus den Behältern

[1]) Parkinson 480—481.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach allen Richtungen. Das Gefolge trat dann heran und beide Parteien teilten Betelnüsse aus und aßen dieselben. Alsdann stimmten die Weiber wieder ihren Gesang an, der diesmal jedoch nur kurze Zeit dauerte. Nach dem Gesang traten nun die Weiber mit ihren Tarolasten heran, legten die Knollen in kleinen Häufchen am Strande hin und entfernten sich dann wieder. Die Keaopweiber ihrerseits brachten nun ihre Fische herbei, legten sie neben die Tarohäufchen und stellten sich dann abseits, während die beiden Alten sich den Tausch ansahen, wohl um zu prüfen, ob niemand übervorteilt worden. Nach beendeter Prüfung holten die Keaopweiber nun die Taroknollen fort und darauf die Weiber der Bergleute ihre Fische. Jetzt folgte abermals ein kurzer Gesang und die Weiber entfernten sich mit den eingetauschten Sachen. Die Männer unterhielten sich noch ein Weilchen, dann zogen auch sie ihren Weibern nach. Der ganze Handel verlief so ruhig und ordentlich ohne Feilschen und ohne unnützes Geschwätz, daß man glauben sollte, es herrsche zwischen beiden Parteien die größte Eintracht, und dennoch versicherten mir die alten Leute, daß die beiden Parteien sich im gewöhnlichen Leben als erbitterte Feinde betrachten, daß aber der Austausch von Lebensmitteln einen momentanen Frieden herstellt. Der Zweck dieses Friedens ist nicht nur der ungehinderte Austausch der Lebensmittel, sondern auch die Sicherstellung der Weiber. Sobald die letzteren fort sind, kommt es häufig genug zwischen den Männern zum Kampf, sobald die eine oder die andere Partei sich in der Mehrzahl befindet".

Es steht außer Zweifel, daß die Völker schon frühzeitig einen Begriff von dem verschiedenen Wert der verschiedenen Gegenstände bekommen. Bald stellt sich dann das Bedürfnis nach einem allgemein oder doch von vielen anerkannten Tauschmittel ein; denn selten wird es vorkommen, „daß z. B. der Nagelschmied, welcher eine Kuh eintauschen will, einen Viehhändler trifft, welcher genau so viel Nägel braucht, wie eine Kuh wert ist" [1].

[1]) Roscher I[22] 329.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Das Geld.

In einem solch allgemein anerkannten Tauschmittel wird dann der Wert eines jeden Dinges ausgedrückt, es wird also zu einem allgemeinen Wertmesser. Ein Ding, das zugleich allgemeines Tauschmittel und allgemeiner Wertmesser ist, nennen wir Geld. Als solches kann schließlich jeder der oben aufgeführten Tauschmittel Verwendung finden [1]; Voraussetzung ist dabei eigentlich nur, daß der betreffende Gegenstand von einem gewissen Kreis von Menschen als allgemeines Tauschmittel und allgemeiner Wertmesser anerkannt wird. Im Laufe der Zeit aber stellt es sich heraus, daß das Ding, das als Geld dienen soll, noch verschiedene Bedingungen erfüllen muß, wenn es seiner Aufgabe, dem Handel und Verkehr zu dienen, gerecht werden soll; die wichtigsten davon sind folgende [2]:

1. Es muß ein Ding von Wert sein, das nicht jedermann nach Belieben gewinnen und herstellen kann.
2. Es muß aber doch in genügender Menge beschafft werden können.
3. Es muß leicht teilbar sein, damit jeder, auch der kleinste Gegenstand dafür eingetauscht werden kann.
4. Es muß „handlich“ sein, damit es bequem überallhin mitgenommen werden und ohne Schwierigkeit den Besitzer wechseln kann.
5. Es muß als Sparmittel gebraucht werden können und deshalb sich leicht aufbewahren lassen ohne an Wert zu verlieren.

---

[1]) Wenn z. B. in alter Zeit in Japan ein hoher Beamter außer Leinwand, Seidenzeug, Rohbaumwolle noch 140 Pflüge und den 3. Teil des Ertrages von 40 qkm Reisland als Besoldung erhielt (Richter, Japan und sein Münzwesen, im Monatsblatt der Numismatischen Gesellschaft in Wien Nr. 334 [VIII. Band 1909—1911] 304), so ist klar, daß wenigstens Reis und Pflüge damals in Japan allgemeine Kaufkraft gehabt haben müssen.

[2]) Vgl. Spencer IV. 444. Helfferich 364. Conrad, Nationalökonomie 1910[7], 74—75. Luschin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der Neueren Zeit 1904, bes. 15—17. Heyn, Erfordernisse des Geldes. In: Zeitschrift für Sozialwissenschaft. N. F. II. 1911 (auch in Sonderabdruck 1912 erschienen).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Es darf in seinem Wert nicht Schwankungen unterliegen.
7. Es muß widerstandsfähig gegen schädliche Einflüsse aller Art sein.

Der Wert, der dem Tauschmittel, das als Geld dienen soll, innewohnen muß, ist bedingt durch die Seltenheit und darum Kostbarkeit des Stoffes, aus dem es besteht, und durch die Schwierigkeit der Beschaffung und Zubereitung. Da aber in dieser Hinsicht bei den einzelnen Völkerschaften die Verhältnisse immer anders liegen, so müssen die Forschungsreisenden häufig die Erfahrung machen, daß in jedem Volksstamm, ja mitunter in jedem Dorf ein anderes Geld üblich ist, daß man daher dafür, wofür man an dem einen Ort alles haben konnte, schon im nächsten Dorf nichts mehr bekommen kann [1]).

Einzelne Tauschmittel jedoch erlangen allmählich einen größeren Geltungsbereich, wenn sie von einem tüchtigen Handelsvolk in den Verkehr gebracht und im Gebrauch erhalten werden. Je mehr aber die Weißen ihre Herrschaft über die anderen Völker ausdehnen, desto mehr wird der Geltungsbereich des Geldes des weißen Mannes, der Münze, wachsen und jetzt schon erscheint die Zeit nicht mehr fern, wo alle übrigen Geldarten zu Gunsten der Münzen ihre Kaufkraft verloren haben.

Ob die verschiedenen Völker den Begriff Geld bereits kannten, als sie in Berührung mit den Weißen kamen, ist nicht immer leicht festzustellen. Anhaltspunkte wenigstens geben dafür ihre Schmucksachen; denn Beziehungen zwischen Schmuck und Geld bestehen nicht bloß bei den Weißen, wo Männer und Frauen altes Geld und auch noch umlauffähiges, ausländisches und einheimisches, wie bei uns zur Zeit besonders die Münzen von Kaiser Friedrich III. und von Prinzregent Luitpold, zu Schmucksachen verwenden.

Sicherere Schlüsse können wir auf das Geld eines Volkes ziehen, wenn wir wissen, wofür der Bräutigam die Braut ihren Angehörigen abkauft und welche Bußen für Vergehen, die nicht mit dem Tode bestraft werden, zu erlegen sind. Leider aber entziehen sich die Rechtsanschauungen u. Rechtsgebräuche

[1]) Bücher 67.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der unkultivierten Völker noch vielfach unserer Kenntnis; darum werden wir manchem Stamm, von dem wir jetzt annehmen, daß ihm bis zu der Zeit, wo der weiße Mann in seinem Gebiet erschien, der Begriff Geld unbekannt war, einst noch zugestehen müssen, daß er nicht ganz geldlos gewesen ist.

Wofür nun in unseren Schutzgebieten die Eingeborenen einander ihre überflüssigen Erzeugnisse abließen; was sie unter sich als Geld gebrauchten; wofür sie den Weißen ihre Produkte gaben; in welch siegreicher Weise die Münze in diesen Gebieten ihren Einzug hält: das soll nun untersucht werden.

Das Geldwesen in den deutschen Schutzgebieten.

1. Teil. Die Schutzgebiete in der Südsee.

I. Neu-Guinea.

A. Eingeborenengeld und Tauschartikel.

1. Kaiser-Wilhelms-Land.

Von der etwa 784000 qkm großen Insel Neu-Guinea besitzt das Deutsche Reich unter dem Namen Kaiser-Wilhelms-Land fast den vierten Teil, nämlich 181650 qkm, im Nordosten, ein Gebiet also, das nur wenig kleiner ist als die deutschen Bundesstaaten zusammen ohne Preußen. Leider aber gehört dieser Teil unseres Kolonialbesitzes noch zu den unbekanntesten Gebieten der Erde; nur an wenigen Stellen ist man bis jetzt mehr als ein Dutzend Kilometer ins Innere eingedrungen.

Die Eingeborenen von Kaiser-Wilhelms-Land schätzt man (wohl zu niedrig) auf 110000 Köpfe [1]). Ziffermäßig festgestellt ist bisher nur die eingeborene Bevölkerung im Bezirk

[1]) Meyer II 410.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf